Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Daiber, Albert: Im Lande des Kondors : Plaudereien aus Chile : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Im Lande des Kondors

Plaudereien aus Chile von Albert Daiber

(Schluß)

Dank den Vorzügen seines Klimas ist Chile eines der gesundesten Länder der Erde, ungefähr wie Neuseeland oder Kalifornien. Wären die hygienischen Verhältnisse nicht so trostlos, so wüßte ich kein schöneres, gesünderes Land zum Leben als das des Kondors. Pocken und Typhus, dieser in Valparaiso geradezu endemisch, gehören zu den schlimmsten Feinden der Bewohner. Die Lungentuberkulose ist leider weit verbreitet. Mit daran Schuld trägt die üble Gewohnheit des Ausspuckens der Leute, wo sie gehn und stehn, das Sammeln der Infektionskeime durch das Schleppen der Frauenkleider auf den Straßen und das Belegen der Wohnräume mit Teppichen, die, weil sie fest aufgenagelt sind, nie gründlich gereinigt werden können. Gelbes Fieber geht über die Atacama nicht hinaus. Dysenterie grassiert zuweilen. Häufig sind Lungenentzündungen, die Folge der großen Temperaturschwankungen. Tetanus (Starrkrampf) ist äußerst selten, ein Zeichen, daß eigentlich infizierter Boden in Chile nicht existiert.

Aber alle die hier angeführten schweren Infektionskrankheiten könnten durch geeignete Maßregeln, dank der bakteriziden Kraft des hier so intensiven Sonnenlichtes, des einzig schönen Klimas und des relativ leichten Kampfes seiner Bewohner um die äußern Lebensbedingungen auf ein Minimum reduziert werden, wenn eben andre Regierungsverhältnisse, bessere Volksbildung, allgemeinere Aufklärung über die natürlichsten Dinge der Welt herrschen würden. Geradezu erschreckend in ihrer Verbreitung herrscht die Syphilis. Ihr schreibt man auch die Ursache von 75 Prozent der Sterblichkeit der Neugebornen zu. Wie dem auch sei, Tatsache ist, daß eine ungeheure Kindersterblichkeit die sonst staunenswerte Reproduktionskraft der Nation so ziemlich wieder aufhebt — eine ernste Mahnung an die Machthaber!

Mit den schon erwähnten Erdbeben, den innern Gewalten, steht die langsame Hebung der chilenischen Küste möglicherweise in Verbindung, was ich hier nur kurz anführen möchte. So wurde in den letzten zweihundert Jahren die Küste bei Valparaiso allein um etwa 5,8 Meter gehoben. Wie viele verschieden wirkende Kräfte hier im Spiele sind, mag dem Urteile des Fachmanns vorbehalten bleiben.

Den verschiednen klimatischen Zonen des Landes entspricht auch wieder die Verschiedenheit der ebenso eigentümlichen wie artenreichen Flora. Während im wasserreichen, feuchten Süden noch Urwälder sind, die bis hoch hinauf in die

Schnee- und Gletscherregion der Anden reichen, ist die stattliche Palme, Jubaea spectabilis, ein Merkmal des subtropischen Teils des Landes. Wirklich schön ist sie nicht, aber ohne ihre Gegenwart wäre das landschaftliche Bild Mittelchiles ebensowenig richtig denkbar wie ohne den Säulenkaktus. Sie gehört nun einmal mit zu der Staffage der Landschaft. Der dicke, glatte Stamm der Palme hat eine merkwürdige Gestalt: er ist in der Mitte dicker als am Boden oder an der Spitze. Dadurch entsteht eine Art Flasche. Diese Form beweist nur aufs neue wieder die wunderbare Anpassungsfähigkeit der Organismen an die äußern Lebensbedingungen. Dank dieser Stammbildung kann die Palme in der kurzen Zeit des Winters mit seinen großen Niederschlägen die Menge an Wasser in ihrem Innern aufspeichern, in Reservenahrung umsetzen, die ihr dann in der langen, regenlosen Zeit des Sommers das Leben ermöglicht. Die Blätterkrone wird von vielen stattlichen, dunkelgrünen Wedeln gebildet, die mit denen der Kokospalme einige Ähnlichkeit haben. Leider werden diese Palmen, die in einigen Landesteilen, ganze Waldungen bildend, zahlreich vertreten waren, mehr und mehr ausgerottet, da aus dem Safte ihrer Stämme eine Art von Palmenhonig (Miel de palma) gewonnen wird.

Im Frühjahr, also im August, pflegt man die Bäume umzuhauen. Wenn der Baum auf dem Boden liegt, wird die Blätterkrone abgehackt, und nun fließt aus dem obern Ende während einigen Monaten der Saft aus, der durch Kochen eingedickt wird. Ein Baum soll gegen vierhundert Liter Honig liefern.

Bambusen, duftende Myrtaceen, parasitische Bromeliaceen, kletternde Smilaceen, Epiphyten sind dem Süden wie der Mitte eigen. Im Süden selbst, bis hinauf an die Grenze des ewigen Schnees, kommen verschiedne Arten von Buchen vor, so zum Beispiel Fagus pumilio. Eine immergrüne Buchenart ist die Rauli, Fagus procera. Die Fagus obliqua, in Valdivia als Roble bekannt, ist wegen ihres guten, der Fäulnis widerstehenden Bauholzes sehr geschätzt. In mäßiger Höhe kommt auch die Coigue, Fagus Dombeyi, vor, mit kolossalem Stamme und dickem, rundem, dunkelm, glänzendem, nicht abfallendem Laube. Mächtige Lorbeerbäume, Laurel, Laurelia serrata, sind noch in Mengen vorhanden.

Die chilenische Araukaria, auch Pehuen genannt, Araucaria imbricata (Andestanne), bildet in den Provinzen Bio-Bio und Arauco (37 bis 39 Grad südlicher Breite) noch geschlossene Bestände. Ich sage absichtlich „noch"; denn der geradezu sinnlosen Vernichtung der chilenischen Urwälder wird erst gesteuert werden, wenn es zu spät ist. Die Araukarien werden über dreißig Meter hoch. Ihre faustgroßen Zapfen, piñones, bestehn aus keilförmigen Früchten, die den Kastanien an Geschmack ähnlich sind und von den Indianern als Nahrungsmittel gesammelt werden. In den Wäldern der südlichen Regionen herrschen immergrüne Sträucher aus den Familien der Oleander, Myrten und Erikaceen vor. Mit ihren Blüten mischen sich die von hochstämmigen Fuchsien und Veronikasträuchern. Dadurch erhält der Wald einen farbenreichen Schmuck. Verschiedne Bäume im Süden, wie die Persea, Lingue, Quillaya saponaria, liefern aus ihren Rinden vorzügliche Gerbstoffe. Aber auch diese wertvollen Bäume werden einfach der Rinde wegen ausgerottet. Kein Mensch denkt an eine Wiederaufforstung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den prächtigen Trauerweiden Chiles in der Form ähnlich ist der Maiten mit zarten, bleibenden, weidenartigen Blättern, die geschätztes Viehfutter abgeben. Im ganzen ist der Charakter des chilenischen Blättermeeres ein steifes, immergrünes, kleinblättriges, dunkles Laubwerk.

An allen möglichen Land- und Wasserpflanzen, von denen viele auch in Europa vorkommen, hat Chile keinen Mangel. Auf den Wiesen trifft man Kompositen, Labiatifloren, Verbenen und Rumexarten an. Es wäre eine große Unterlassungssünde, wollte ich nicht hier gleich auch des verwilderten Apfelbaumes gedenken, der in der Nähe von Valdivia ganz besonders üppig gedeiht. Dort herum ist auch sehr wahrscheinlich die Urheimat der Kartoffel.

In den Provinzen Talca, Linares, Maule entfaltet die Flora ihren größten Artenreichtum. Da ist auch Wasser leicht zu beschaffen, und die Folge davon ist eine überaus große Fruchtbarkeit, die sich bis nach Santiago hinauf erstreckt. Immerhin entbehrt die Physiognomie der chilenischen Landschaft der schönen Vegetationsformen, wie sie zum Beispiel dem Mittelmeergebiete zu so großem Schmucke dienen. Die rasch vorübereilende Frühlingsblüte der subtropischen Zone steht eben in keinem Verhältnis zu den langen Zeiten der Verödung!

Die Fauna Chiles hat zahlreiche Arten. Was die Vögel anlangt, so ist ihre Zahl etwas beschränkt und natürlich von der Nahrung abhängig, die sie in einem großen Teile des Landes den Sommer über wenig finden. Auffallend dagegen ist der Unterschied in ihrer Größe wie auch in ihrer Lebensweise. Von den winzigen, buntfarbnen Kolibris (Trochilus), die in mehreren Arten vertreten sind, bis zum mächtigen Kondor (Sarcorhamphus gryphus), dem größten Landvogel Chiles, der ausgespannt eine Flügelweite von drei bis vier Metern hat, kommen alle Größenverhältnisse vor. Während der zierliche Kolibri von Blume zu Blume flattert, um sich seine Nahrung an Insekten zu holen, lauert der Kondor als aasfressender Geier hoch oben in steiler Höhe auf seine Beute. Ja diese Raubvögel sind für die vielen wilden wie zahmen Herden in der Cordillera lästige Verfolger. Sie scheuen sich nicht, größere Tiere direkt anzugreifen; fällt ein Tier, Pferd, Rind, Guanaco und dergleichen, so stürzen sie sich augenblicklich darüber her, um dessen Fleisch wegzufressen. Von ihren Standorten in den Anden aus besuchen sie auch die Küsten des Stillen Ozeans und nähren sich von den durch die Flut ausgeworfnen großen Seesäugetieren. Menschliche Wohnungen meidet der Kondor; Kinder soll er nicht angreifen.

An andern Geiern ist ebenfalls kein Mangel. Verwandt mit dem Kondor ist der Gallinazo (Cathartes Urubu) und der Jote (Cathartes Aura). Diese Geier besorgen die Beseitigung animalischer Auswurfsstoffe und werden von der Bevölkerung geschont. Eigentliche Adlerarten sind in Chile selten, dagegen kommen Falken, Habichte, Eulen und Bussarde vor. Ziegenmelker und Schwalben sind nur durch je zwei Arten vertreten. Unter den Tauben zeichnet sich besonders eine rotbraune Art (Columba araucana) aus. Spechte und rebhühnerartige Vögel kommen vor, ebenso eine Reihe von Sumpf-, Wasser- und Strandvögeln. Den schwarzhalsigen Schwan (Cygnus nigricolis), weißen Reiher, den schwarzen Kormoran, Flamingos, Pinguine, Pelikane, Alken, Sturmvögel, Albatrosse und sonstige Möwenarten weist Chile in reicher Zahl auf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der südamerikanische Strauß, Nandu, Rhea americana, ist fast mannsgroß, oben graubraun, unten weiß; er lebt fast nur von Pflanzennahrung. Seine Jagd ist sehr interessant und geschieht meist mit den sogenannten Bolas (Kugeln aus Holz, Stein oder Eisen), zwei oder drei an der Zahl, die durch einen Riemen in einem gemeinsamen Mittelpunkte vereinigt sind. Gegen die Füße des Tieres geschleudert, winden sie sich darum und binden sie so fest zusammen, daß jede Bewegung unmöglich wird. Dadurch ist das Tier gefangen; es stürzt sofort. Allerdings verlangt die Anwendung der Bolas genau dieselbe Geschicklichkeit wie die des Lassos, eine Fertigkeit, die eigentlich nur der Einheimische als seine Domäne völlig beherrscht. Ähnlich wie der Strauß wird auch das Guanaco (Lama guanaco) gejagt. Es ist von der Größe eines Hirsches, lebt in Rudeln in den Anden und ist das charakteristische Säugetier des mittlern und des südlichen Teiles von Südamerika, gewissermaßen der südamerikanische Repräsentant des orientalischen Kamels. Sein Fleisch ist schmackhaft, seine Wolle gesucht. Früher vielfach gezähmt und als Lasttier verwandt, kommt es in Chile jetzt nur noch selten vor.

Seltner und kleiner als das Guanaco ist der Guamul (Cervus chilensis). Es ist als Wappentier neben dem Kondor im chilenischen Schilde enthalten.

Der Puma, Felis concolor, auch Silberlöwe genannt, kommt in Chile sowohl in der Cordillera de los Andes wie auch in der der Küste (de la costa) vor. Er ist mähnenlos, sehr listig, schweigsam, von der Größe eines Fleischerhundes, blutgierig, aber feige. Dem Rindvieh wie dem Pferdebestand kann der Silberlöwe sehr schädlich werden. Die Menschen flieht er. Dank der auf ihn gemachten Jagd verschwindet er mehr und mehr. Wildkatzen kommen in Chile in mehreren Arten vor. Der gewöhnliche chilenische Fuchs ist kleiner als der europäische; seine Farbe spielt mehr ins Gelbbraunschwarze. Er liebt sehr die Trauben und schädigt deshalb vielfach die Weinberge. Der Coipu, Schweifbiber, Myopotamus coypu, hat die Größe eines Bibers, aber einen Schwanz ähnlich dem der Ratte. Die Jungen folgen bald nach ihrer Geburt der Mutter ins Wasser, indem sie sich an acht Zitzen festsaugen, die auf dem Rücken der Alten unter dem Pelze versteckt liegen.

Fledermäuse sind vertreten, aber spärlich. In den Süßwasseransammlungen der mittlern Provinzen lebt eine Art Fischotter. Auch ein schön gestreiftes Stinktier, Chingue, nennt Chile sein eigen. An Nagern, Ratten wie Mäusen, herrscht ein unheimlicher Überfluß, der hier und da wirklich zu einer Plage wird, trotz den vielen Hauskatzen. Die Aufzählung weiterer Säugetiere würde mich zu weit führen. Erwähnen will ich noch einige, die dem Meere angehören. Der Walfisch und der Pottwal kommen im Stillen Ozean noch ziemlich häufig vor, ebenso verschiedne Delphinarten und Robben. Ein Seeotter, Gato de mar, der herrliches Pelzwerk liefert, ist ebenfalls vorhanden. Große Eidechsen und Schlangen kommen in Chile nicht vor. Die größte Eidechse ist etwa 25 Zentimeter lang (Aporomera), und die größte Schlange (Lycodon audax) erreicht kaum die Länge von einem Meter. Kein Reptil aber ist giftig.

Teufelspferde (Caballos de diablo), bis 15 Zentimeter lange, dünne und stäbchenartige Gespenstschrecken (Bacillus), Zecken, die fast jedes Säugetier heim-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

suchen, fehlen ebensowenig wie Spinnen und Bremsen, die in manchen Gegenden so häufig sind, daß sich die Pferde von dorther von Jugend auf das Schweifwedeln angewöhnt haben und deshalb niedriger im Werte stehn.

An Moskitos ist ebenfalls kein Mangel. An den natürlichen Lebensbedingungen für diese Insekten (Culex wie Anopheles) fehlt es in Chile nicht; denn überall gibt es auch während des Sommers in den Städten Pfützen, stehende Gewässer und Schlamm genug, die idealsten Brutstätten für diese blutgierigen, die Nachtruhe in so aufregender Weise störenden Stechmücken. Als Malariaüberträger spielen sie aber in Chile glücklicherweise keine besondre Rolle. Diese Krankheit ist wenig bekannt. Immerhin aber sind diese Mücken auch sonst noch gefährlich genug und sollten mit aller Macht vertilgt werden. Zahllos und belästigend sind auch noch die vielen andern Arten von Fliegen, gegen die sich erfolgreich zu wehren nahezu ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Der Pulex irritans, der ganz gemeine Floh, feiert auf dem Körper Eingewanderter wie Einheimischer geradezu Orgien. Er ist eine der größten Plagen in Chile. Der Sandfloh dagegen fehlt. An Wanzen ist dafür aber kein Mangel. Sie treten oft so massenhaft auf, daß sie da, wo sie einmal eingeschleppt sind, ein Haus einfach unbewohnbar machen.

An Flußfischen ist Chile arm. Reichen Ersatz hierfür an allen möglichen eßbaren Bewohnern liefert der Ozean. Der Fischfang auf dem Meere ist aber leider noch sehr unentwickelt; ein Reichtum, dessen Hebung sich der Chilene selbst vorenthält.

10. Historisches, Ureinwohner

Der Name Chile soll von dem alten peruanischen Worte Tschili oder Tschiri herkommen. Dieser Ausdruck bedeutet Schnee, Kälte und wurde dem Lande beigelegt, als es die Peruaner unter ihre Botmäßigkeit brachten und ein kühleres Klima und größere Schneemassen in der Cordillera fanden als zuhause.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts drang schon der peruanische Inka Yupanqui mit zwanzigtausend Mann durch die Wüste Atacama bis nach Capayapu, dem heutigen Copiapó, vor. Er unterwarf die dortigen Völkerschaften und legte die heute noch vorhandne berühmte Inkastraße an, eine Leistung, die um so bedeutender erscheint, wenn man die natürlichen Schwierigkeiten erwägt, die sich dem Bau einer Straße durch den Sand einer Wüste entgegenstellen. Der Inka drang nach und nach mit seiner Armee bis in den Süden vor. Aber am Rio Maule geboten ihm die tapfern Araukaner Halt. Es entspann sich ein blutiger Kampf. Die Schlacht blieb unentschieden. Beide Teile wurden dadurch so stark betroffen, so sehr geschwächt, daß sich von da ab Peruaner wie Araukaner in der Defensive hielten.

Die von dem Inka eroberten Distrikte wurden der peruanischen Kultur zugänglich gemacht. Diese hatte, vor dem Raubzuge Pizarros, damals schon in dem Sonnenlande Peru eine wunderbar hohe Stufe der Entwicklung erreicht; sie stand in der vollsten Blüte. So wurden denn in Chile Bewässerungsanlagen ausgeführt, Goldminen und Goldwäschereien angelegt, Tonwarenfabriken errichtet, ebenso Tempel für den Sonnenkultus in Quillota und Colina gebaut, deren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ruinen heute noch hier und da sichtbar sind. Politisch bildeten die unterworfnen Distrikte eine Art von Bundesstaat.

Pedro Calvo Barrientos, ein Soldat, war der erste Spanier, der Chiles Boden betrat. Ihm waren zur Strafe für ein begangnes Verbrechen in Cuzco beide Ohren abgeschnitten worden. Es gelang ihm, aus dem Gefängnis zu entfliehn und in das Tal des Aconcagua zu entweichen. Dort schloß er sich den Kaziken an, die ihn freundlich aufgenommen hatten. Zum Danke dafür unterrichtete er die Eingebornen in der Art der damals modernen Kriegführung.

Die erste spanische Expedition brach 1535 von Peru aus nach Chile auf. Sie bestand aus etwa sechshundert Spaniern, denen fünfzehntausend Peruaner beigegeben worden waren. Ihren Befehl führte Diego de Almagro. Aber dieser kannte die Tücken des Hochgebirges nicht; denn sonst würde er nicht den Winter zum Übergange gewählt haben. Die Riesenkolonne kam in einen furchtbaren Schneesturm. Zu der schrecklichen, den Peruanern ungewohnten Kälte gesellte sich bald auch noch der Hunger. So kamen Tausende von Menschen auf diesem Zuge über die Anden um. Ähnliche bittre Erfahrungen hatten wohl auch schon früher die Inkas gemacht, wenigstens ließe sich daraus leicht und ungezwungen ihr dem Lande gegebner Name „Tschili“ erklären.

Almagro, durch den ungeheuern Verlust an Menschen und an Material nicht abgeschreckt, drang mit dem ihm gebliebnen kleinen Rest in Chile ein. Ihn lockten die goldnen Schätze des Landes, von denen er in Peru schon so viel erzählen gehört hatte. Die Triebfeder seines tollkühnen Vordringens war nur die unersättliche Gier nach Gold. Bis zum Rio Claro gelangte er. Hier aber stieß er auf die Araukaner, die sich sofort gefechtbereit machten. Mit seiner Hand voll Leute konnte und durfte er es auf keinen Entscheidungskampf ankommen lassen. So zog er sich längs der Meeresküste langsam nach Peru zurück. In Cuzco wurde er 1538 durch das Beil hingerichtet, wahrscheinlich auf Betreiben seines skrupellosen Rivalen Pizarro. Dieser sandte 1540 Pedro de Valdivia in das chilenische Land, der ihm den Namen Nueva Estremadura gab, zur Erinnerung an die spanische Provinz, aus der er stammte, und um zugleich auch das Andenken an Almagro und seine verunglückte Expedition auszulöschen. Aber die Gewohnheit war auch hier mächtiger und stärker, und so blieb der erste Name Chile bestehn.

Valdivia gründete 1541 Santiago. Diese Gründung war anfänglich schwer gegen die Indianer zu halten. Diese, angeblich von jenseits der Cordillera stammend, tatsächlich auch mit den Araukanern nicht verwandt, bewohnten die Hochebne der Küstencordillera, auf der Santiago liegt, und belästigten die Stadt für lange Zeit. Unter fortwährenden Kämpfen drang Valdivia 1546 bis zum Bio-Bio vor, durchzog nach und nach das Araukanerland bis zum Rio Bueno und dem Rancosee. Schon früher war ihm zu Ehren von einigen spanischen Kolonisten die Stadt Valdivia gegründet worden, die er nun ebenfalls besuchte. Aber grimme Kämpfe mit den Araukanern folgten, und in einem davon fiel Valdivia. Rasch hatten diese Indianer die Taktik der Spanier durchschaut. Mit den von ihren Feinden erbeuteten Pferden betrieben die Araukaner nun Pferdezucht und organisierten Kavallerie. Dieser Umstand dürfte schon allein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein Beweis sein für die außerordentliche Intelligenz und Anpassungsfähigkeit des chilenischen Indianers. Durch fortwährende Belästigung bei Tag und bei Nacht machten sie die Spanier schließlich kampfunfähig. Ihre heroische Todesverachtung verhalf den Araukanern endlich zum Siege, und 1602 gehörte wieder ganz Südchile vom Bio-Bio bis Chiloe den alten Besitzern. Erst 1726 wurde zu Negrete ein ziemlich dauerhafter Friede geschlossen.

In Valdivia selbst hatten die Indianer die spanischen Ansiedler unbehelligt gelassen. Durch Zuzug von außen her vermehrte sich die Kolonie nach und nach, errichtete Missionen und kaufte von den Araukanern Land. Auch die andern Ansiedlungen Rio Bueno und Osorno erhoben sich inzwischen langsam wieder aus ihren Trümmern.

Trotz der gewaltsamen Loslösung Chiles von Spanien zu Anfang des letzten Jahrhunderts und trotz mannigfachen Aufständen vermochten sich die Chilenen zu behaupten und verstanden es, das Gebiet der Araukaner mehr und mehr einzuschränken.

Im Jahre 1861 kam ein Franzose, Orellie Tounens mit Namen, von Beruf ein Advokat, in das Land der Araukaner. Es war ein merkwürdiger Mensch. Rasch hatte er die Indianersprache erlernt, heiratete die Tochter eines Kaziken und wußte die Zuneigung des Volks so zu gewinnen, daß er sich unter dem Namen Orellie Antoine der Erste zum konstitutionellen König von Arauco proklamieren lassen konnte. Die chilenische Regierung aber, die Gefahr richtig erkennend, ließ 1862 den König der Araukaner durch einen kühnen Handstreich aufheben. Orellie wurde nach Santiago gebracht und zur Vermeidung politischer Verwicklungen der Einfachheit halber für irrsinnig erklärt. Die Behörde glaubte aber noch nicht an seine Verrücktheit und verwies Orellie des Landes. Im Februar 1870 kehrte der Franzose heimlich wieder in sein Indianerkönigreich zurück. Jetzt aber verstand die Regierung in Santiago keinen Spaß mehr. Eine förmliche Treibjagd wurde auf Orellie ausgeführt, und wäre er in die Hände seiner Verfolger gefallen, so würde schmähliche Todesstrafe das Resultat gewesen sein. Dank der Unterstützung durch seine treuen Indianeruntertanen gelang ihm die Flucht aus „seinem Lande." Er starb 1878 bei Bordeaux.

Jetzt ist das Land der Araukaner von Norden nach Süden von Wegen durchschnitten, der Schienenstrang der Eisenbahn erstreckt sich tief hinein; in der Cordillera sind Forts angelegt, sodaß jeder Aufstandsversuch des heute sehr zusammengeschmolznen und leider auch degenerierenden Volks erfolglos wäre. Die stolze Devise Chiles: Por la razón ó la fuerza! hat der Staat den Araukanern gegenüber tatsächlich und erfolgreich zur Geltung gebracht.

Einige, Ochsenius entnommne, Daten über die merkwürdigen Ureinwohner Chiles dürften allgemeiner interessieren. Gegen die Araukaner verschwinden die noch vorhandnen geringen Überbleibsel andrer Urchilenen. Heute leben davon — diese Leute sprachen eine gemeinschaftliche Sprache, trieben Ackerbau, sogar Industrie, wie Seifenfabrikation, Metallverarbeitung und Färberei — im nördlichen Atacama noch einige Armara-Indianer, im mittlern Atacama etliche Dutzend Changos-Indianer, sogenannte Cholos, in den Provinzen noch einige tausend längst unterjochter Huilliches, Cuneos und Chonos-Indianer. Diese

beschäftigen sich noch mit etwas Viehzucht, Ackerbau und Fischerei, vermindern sich aber von Jahr zu Jahr. Sie werden eben geduldet, weil keine zwingende Notwendigkeit vorliegt, sie zu vertreiben, auch ist ihre Arbeitskraft, obgleich weniger wert als die des Weißen, noch nützlich. Auch die Patagonen und ihre südlichen Nachbarn, die Feuerländer, spielen keine andre Rolle mehr, als die der „einstweilen" noch nicht unterworfnen und zivilisierten Bewohner von Landstrichen, die im Augenblick für Chile von geringem materiellem Nutzen sind. Im Gegensatz hierzu stehn die Araukaner, der tapferste Indianerstamm von Chile. Kein Stamm hat den Spaniern so langen und zähen Widerstand entgegengesetzt wie der der Araukaner. Erst seit vielleicht zwanzig Jahren kann man sagen, daß die Unterwerfung der letzten unabhängigen Häuptlinge als endgiltig anzusehen ist.

Das Wort Araucanos (Araukaner oder Araukanen) stammt von den Spaniern her, die ohne hinreichenden Grund die Indianer so benannten. Das Volk selbst hat sich wahrscheinlich niemals anders genannt als: „die Leute des Landes" (Mapu-che). Für die Hauptmasse gilt der Name Molu-che, der mit Krieger übersetzt zu werden pflegt. Das Indianergebiet ist heute zwar auf einen ganz kleinen Landstrich reduziert — zwischen den Flüssen Imperial und Tolten —, trotzdem aber sind dessen Bewohner noch die einzigen Repräsentanten früherer indianischer Machtstellung in Chile geblieben. Ihre Territorialverhältnisse aber ähneln schon sehr denen der Indianerreservationen in Nordamerika. Die in das Land geschobnen Verkehrswege bedeuten schon das nahende Ende der Araukanernation als solche.

Reich bewaldet ist das Araukanerland, mit eingestreuten herrlichen Wiesen und Weiden. Der jungfräuliche Boden ist außerordentlich fruchtbar. Die üppige Vegetation erschwerte alle Versuche, die Widerstandskraft der Araukaner gegen das Eindringen der Fremden zu brechen. Der viele Regen macht die Wälder saftig und feucht, und die Lianen darin, die Quila- und Colihuemassen, sind so undurchdringlich, daß sogar das Feuer wenig gegen sie vermag.

Die Bewohner sind von mittlerer Statur, Rumpf und Hals sind lang, die Brust ist hochgewölbt, Arme und Beine sind sehnig und kräftig, Hände und Füße klein. Die Haut ist weich, kupferrot bis weiß, dieses namentlich bei denen, die von geraubten weißen Frauen abstammen. Die Horde der Boroas hat sogar schlanken, entschieden europäischen Typus und Farbe. Es geht bei ihnen wie auch bei den übrigen Indianern östlich und westlich von der Cordillera die Legende, daß ihre Stammeltern vor altersgrauer Zeit aus einem Lande, Alemana genannt, über das große Wasser gekommen seien. Merkwürdig ist es, daß diese Wilden von den Deutschen nie anders als von „Parientes" (Verwandten) reden und ihnen allein offenkundige Beweise ihrer Sympathie geben. Diese Indianer sind wohl unsre einzigen „natürlichen" Freunde in der Welt!

Das Gesicht der Araukaner ist rund mit etwas vorstehenden Backenknochen, die Stirn ist niedrig, die Augen liegen horizontal, sind klein, braunschwarz, aber lebhaft und ausdrucksvoll; häufig ist die Iris biliös gefärbt. Die Augenbrauen sind meist geradlinig, die Nase ist etwas breit mit großer Öffnung, der Mund proportioniert mit schönem, regelmäßigem Gebiß. Das Haar ist tief-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwarz, Männer wie Frauen lassen es wachsen. Während es die Frauen für gewöhnlich flechten, halten es die Männer durch ein langes Band, trari longo, zusammen. Die geistigen Anlagen sind, wie gesagt, nicht unbedeutend. Ich gebe hier ein Lied einer Indianerin, die aus ihrer Heimat Winfali von einem Indianer in der Nähe von Temuco entführt worden war. Es beruht auf einer wahren Begebenheit und spiegelt das Empfindungsleben dieser interessanten Menschen. Übersetzt lautet es:

Einen Gatten hatte sie;
Da entführte sie ein andrer
Weit nach fremden Landen.
Als sie ankam von Winfali,
Bei der Ankunft also sang sie
Ihren Sang:
Weit von fremdem Lande komm ich;
Dort aus blauer, blauer Ferne,
Zog durchs Land ich
Stets mit Weinen, stets mit Tränen.
Komme, sprach das Weib,
Weit aus fernen Landen,
Wo den teuern Freund ich ließ, o Weh!

Die Wirkung der Missionsstationen ist höchst gering. Sie werden von den Araukanern an den Südgrenzen ihres Landes geduldet. Der Charakter der Indianer ist ernst; sie sind schweigsam und indolent, solange es sich nicht um Kampf oder Jagd handelt. Selten brechen sie ein gegebnes Versprechen. Wo kein Mißtrauen vorliegt, üben sie Gastfreundschaft. Reich ist ihre Sprache, ausdrucksvoll und ebenso flexionsfähig wie die deutsche. Von spanischen Wörtern halten sie sie möglichst rein.

Die Kleidung besteht aus dem Chamal, einem Lendentuch, und dem Poncho, die von den Frauen meist aus Schafwolle gewoben werden. Auch die Frauen tragen das Lendentuch, und zwar so, daß es über den Hüften durch einen Gurt festgehalten und unter diesem bis zur linken Schulter aufgezogen wird, sodaß der rechte Arm und die rechte Brust frei bleiben. Ein zweites viereckiges Tuch (icula) wird um Nacken und Schulter geschlagen und am Hals durch eine schwere silberne Nadel zusammengehalten.

Die araukanischen Gewebe sind weniger musterreich als die peruanischen. Ihre Grundfarben sind meist dunkelbau und schwarz. Männer und Weiber halten sich und ihre Kleider durch Baden und Waschen rein. Die Araukaner sind gute Schwimmer. Das Tätowieren ist bei ihnen unbekannt; dagegen bemalen die Männer vor Festen oder vor Kämpfen das Gesicht grell blau und rot, und die Frauen bringen bei besondern Gelegenheiten feingezogne blauschwarze Strahlen um die Augen an, was ihr Aussehen vorteilhaft erhöht. Die Wohnungen bilden keine Ortschaften, sondern liegen vereinzelt und bestehn meist aus Blockhäusern, die mit Stroh gedeckt und durch Colihuegeflecht in mehrere Abteilungen geschieden sind. Ihre Nahrung besteht jetzt in den von den Spaniern eingeführten Zerealien: Bohnen, Erbsen, Weizen, Gerste usw. neben Mais. Der verwilderte Apfelbaum wächst bei ihnen in großer Menge. Zudem halten sie sehr viel Rindvieh, von dem sie aber die Milch nicht genießen, Pferde, Schafe,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hunde und Katzen. Durch die Pferde sind sie zu einem Reitervolke geworden, das als solches sehr viel zu leisten vermag. Ihre Pferde sind ausgezeichnet abgerichtet und können in vollstem Rennen pariert werden. In der feinsten Weise verfertigen sie Zügelzeug aus ungegerbten Häuten und verzieren es mit Silber. Die Sporen, die an die bloßen Füße geschnallt werden, sind meist von Silber. Die Steigbügel bestehn aus einem mit zierlichen Holzschnitzereien versehenen halben Holzschuh, der den Fuß gegen Stöße und Verwundungen von vorn durch Äste und Rohrspitzen schützt. Der Bocksattel ist mit Schaffellen belegt und ebenfalls mit Silber beschlagen. Die Hauptwaffe der Araukaner ist die Colihuelanze, außerdem haben sie Schleudern, Keule und Schilde; selten gebrauchen sie Bogen und Pfeil. Der Lasso ist ihr steter Begleiter. Des waldigen Terrains halber ist bei ihnen die Bola wenig im Gebrauch. Holztrommeln, Holz- und Knochentrompeten und Hörner sind schon längst bei ihnen üblich. Ein eigentliches Oberhaupt haben die Araukaner nicht, nur bei allgemeinen Aufständen wird ein Hauptanführer, toqui, gewählt. Polygamie wird geübt. Die Mädchen werden, nachdem sie den Angehörigen abverlangt und bezahlt worden sind, gewaltsam vom Manne entführt. Die verschiednen Frauen leben höchst friedlich in demselben Hause, jede aber hat ihre besondre Feuerstelle. Trotz dieser Art des Frauenerwerbs herrscht doch die größte Moral unter den Indianern. Ehebruch und Verführung wird mit qualvollem Tode bestraft.

Eine beliebte Volksbelustigung bei ihnen ist die Chueca, eine Art von Billardspiel, bei dem die Kugel durch Krummstäbe auf dem Boden fortgeschleudert wird. Dieses Spiel wenden sie auch nach resultatlos verlaufnen Ratsversammlungen als letztes Entscheidungsmittel an. Die Frauen sind nie müßig. Sie besorgen nicht nur alle Haus- und Feldarbeit, sondern auch noch das Putzen des Sattelzeuges; außerdem flechten sie meisterhaft Matten und Körbe aus Lianen. Als Zierat spielt Silber eine große Rolle; so zum Beispiel in Form von Spangen, Ringen, Kreuzen, Ohrblechen, Fingerhüten. Gold wird von beiden Geschlechtern verschmäht, weil sie diesem Metalle, das die Habgier der Spanier so sehr gereizt hat, die Ursache der für sie so verderblich ausgefallnen Kriege zuschreiben.

Die religiösen Ansichten der alten Araukaner waren auffallend abstrakter Natur. Nirgends wird von einem eigentlichen Gottes- oder Götzendienste berichtet, und es scheint, daß sie ihre Gottheiten niemals körperlich dargestellt haben. Gegenstand der Verehrung waren die Seelen der Verstorbnen (Ahnenkultus). Das Übel der Welt, Gewitter, Erdbeben usw. stammt von bösen Mächten, deren höchste der Donnergott Pillan gewesen zu sein scheint. Ihm sind mehrere Untergötter beigegeben, wie zum Beispiel der Cherrúve, der Gott des Wetterleuchtens. Sein Haus ist am Vulkan, dessen Feuerschein mit dem in den Anden so häufigen Wetterleuchten vielleicht zusammengeworfen wurde. Wekuvú ist das böse Prinzip des menschlichen Lebens, überhaupt allen Unglücks.

Von der Unsterblichkeit der Seele sind die Indianer überzeugt, wie es auch ihr feststehender Glaube ist, daß sie nach dem Tode vereint ewige Freuden genießen werden. Von der katholischen Kirche wollen sie nicht viel wissen, weil ihnen die Missionare zuviel vom Fegefeuer erzählen. Und weil sie sich nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von ihren Brüdern im Jenseits trennen möchten, wollen sie ihren alten Glauben lieber nicht aufgeben. Der Christianisierung steht ferner auch die Polygamie entgegen. Viele würden sich vielleicht taufen lassen, wenn sie ihre Weiber behalten dürften, aber auch viele in den Missionen als Christen erzogne Araukaner fallen rasch wieder ins Heidentum zurück, nachdem sie zu den Ihren zurückgekehrt sind.

Das Andenken an eine Sintflut ist merkwürdigerweise bei ihnen erhalten. Tödliche Krankheiten schrieben sie früher einer Vergiftung oder einer Hexerei zu. Die angeblich schuldige Person wurde unter großen Feierlichkeiten und unter Anrufung eines ihrer Orakel (Machi) zu ermitteln gesucht. War sie ermittelt, so wurde sie ergriffen, vor einen aus Kaziken und Stammesältesten gebildeten Rat gestellt und meist zum Feuertode verurteilt. Antiquitäten, die von den Ureinwohnern herstammen, finden sich wenig mehr vor. Wahrscheinlich haben die Spanier in blindem Fanatismus bei ihren Eroberungszügen alles zerstört, was ihrer Meinung nach auf das Heidentum Bezug hatte.

Die ganze Lebensanschauung wie Lebensführung der Indianer hat offenbar einen großen Wandel erlitten. Daran ist hauptsächlich das von den Europäern eingeführte Pferd schuld, dessen Benützung und Züchtung, wie ich schon erwähnt habe, die Araukaner so schnell von ihren Feinden erlernten, daß sie wenig Jahre nach dem Beginn der Eroberung die Spanier mit Reiterei schlagen konnten. Erst der Gebrauch des Pferdes machte sie auch zu Herren der argentinischen Pampas, die sie bis vor wenig Jahrzehnten geblieben sind. Noch heute ist der Besitz eines gesattelten Pferdes der höchste Wunsch des Indianers, und Pferdefleisch ist der feinste Festtagsbraten.

Mehr und mehr schmilzt die Zahl der chilenischen Indianer zusammen. Sie dürften heute kaum noch 50000 Köpfe betragen. Hauptsächlich wirkten und wirken noch an dieser Dezimierung europäische Laster und Krankheiten mit. Die Zeit ist nicht mehr allzu fern, wo Chiles Ureinwohner der Geschichte angehören werden.

Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

Am andern Morgen waren alle Grübeleien vergessen, und als die Sonne schien, wurden auch die Sorgen kleiner.

Rike Bindseil benahm sich auch im ganzen anständig.

Also du bist gestern nicht gekommen, weil du keine Lust zum Nähen hattest? fragte sie mit ihrer etwas zirpenden Stimme. Man muß immer Lust haben!

Hast du immer Lust zu allem? erkundigte sich Anneli, und die kleine Mamsell sah sie betroffen an.

Liebes Kind, solche Fragen darf man nicht tun!

Ach nein. Anneli setzte sich an das Fenster und holte ihre Näharbeit hervor. Natürlich, ich darf nicht fragen; Kinder dürfen gar nichts. Sie müssen immer artig sein. Ich wollte, ich wäre kein Kind mehr!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG